

Pränumerations-Preise:

Für Laibach:

Ganzjährig . . .	8 fl. 40 fr.
Halbjährig . . .	4 „ 20 „
Vierteljährig . . .	2 „ 10 „
Monatlich . . .	— „ 70 „

Mit der Post:

Ganzjährig . . .	11 fl. — fr.
Halbjährig . . .	5 „ 50 „
Vierteljährig . . .	2 „ 75 „

Für Zustellung ins Haus vierteljährig 25 fr., monatlich 9 fr.

Einzelne Nummern 6 fr.

Laibacher

Tagblatt.

Redaktion:

Bahnhofgasse Nr. 132.

Expedition und Inseraten:

Bureau:

Kongregplatz Nr. 81 (Buchhandlung von J. v. Kleinmayr & F. Pampers).

Inserationspreise:

Für die einspaltige Petitzeile 2 fr. bei zweimaliger Einschaltung 5 fr. dreimal 7 fr.

Inserationsstempel jedesmal 30 fr.

Bei größeren Inseraten und öfterer Einschaltung entsprechender Rabatt.

Anonyme Mittheilungen werden nicht veröffentlicht; Manuscripte nicht zurückgesendet.

Nr. 16.

Freitag, 20. Jänner 1871. — Morgen: Agnes 3.

4. Jahrgang.

Ueber den Peterspfennig

bringt der in der Stadt Steyr erscheinende liberale „Alpenbote“ ein sehr kräftiges und gut gemeintes Wort, welches auch in Krain bei der schwunghaft betriebenen „Bettelei“ für den römischen Papst ganz zeitgemäß sein dürfte.

Aus den Briefen des Apostels Paulus sehen wir in der ersten Kirche zweierlei Unterstützungs- und Sammlungs-Erscheinungen. Die erste galt den armen Gemeinden, der Noth der Brüder, und Paulus rühmt diese Sammlung ganz außerordentlich. Auch zum Unterhalte der Apostel steuerten die Gläubigen bei, was ganz natürlich war, da die Apostel vollauf in ihrem heiligen Berufe zu thun hatten und darum selten Zeit fanden, sich ihr Brot selbst zu erwerben. Paulus lobt hiefür die Gemeinden mit keinem Wort, vielmehr rühmt er sich, daß er solche Unterstützung nicht brauche, sondern lieber selber für sich und seine Begleiter arbeite. Auch die ersten Nachfolger der Apostel, die ersten Bischöfe thaten auf diese Weise und verdienten sich ihren Unterhalt durch Arbeit.

Erst als die Geistlichkeit durch die Geschenke der Gläubigen reich geworden war, so daß sie aus eigenen Mitteln leben konnte und das kirchliche Gebot ihnen jeden bürgerlichen Erwerb untersagte, ging's anders. Von dieser Zeit an begann auch der Bischof in Rom — jetzt Papst genannt — in demselben Maße von den Gläubigen Gelder zu beziehen, als er sich mehr und mehr zum allgemeinen Herrn der Christenheit emporhob. Daß aber ganze Völker nach Rom steuern sollten, finden wir erst unter Papst Gregor I. Dieser hatte Missionäre nach England geschickt, und so war es kein Wunder, daß zu Zeiten die Kirche von England an die rö-

miische Kirche Geldhilfe sandte. Dabei zeigten sich in England schon frühzeitig zwei Uebelstände. Fürs erste unterließen es die Geistlichen, für die Armen zu sammeln, und sammelten lieber für den Papst. Der zweite Uebelstand bestand darin, daß man durch lange fortgesetztes Geldschicken an den Papst demselben einen Anschein von Recht auf diese Gelder, und diesen Geldern das Ansehen einer pflichtmäßigen Abgabe verschaffte. Die üblen Folgen blieben auch nicht aus; denn schon im 8. Jahrhunderte forderten die Päpste jene Spenden als Steuer. Aus dem Herkommen hatten sie bald ein Recht gemacht. In England wurde diese Abgabe zuerst „Peterspfennig“ oder die „Steuer des heil. Petrus“ genannt. Bald kam es so weit, daß unter König Edgar im Jahre 950 dieser „Peterspfennig“ am St. Petritage von jedem Haus- und Hofbesitzer bei harter Strafe erpreßt ward.

Da brauchte es weiter nichts als einen Papst, der Hochmuth und Ehrgeiz genug besaß, aus der ohnehin schon zwangsweisen Abgabe einen förmlichen Unterthanen- und Lehenszins zu machen. Und dieser Papst war Gregor VII. Aus dem „Peterspfennig“ leitete Gregor schnurstracks den Schluß ab, daß ganze Königreich gehöre dem Papste, und als England von den Normännern erobert ward, forderte er auch von dem König Wilhelm den Peterspfennig von 300 Mark Silber sammt dem Lehenseide. Allein er kam an den unrechten Mann, und Gregor verfuhr mit ihm glimpflich. So gut aber ging's der anderen Christenheit nicht. Nun mußten Frankreich, Spanien, Dänemark, Ungarn, Dalmatien, Polen und sogar Rußland den „Peterspfennig“ zahlen, ja Gregor log sogar, Karl der Große habe einst ganz Sachsen dem Papste geschenkt. Noch weiter brachte es hierin Innozenz III.; er machte sich zum wirk-

lichen Herrn von England, und Bonifaz VIII. betrachtete sich so sicher als den Herrn von Frankreich, daß er dies Königreich frischweg verschenken wollte. Auch die Preußen hätten an den Papst Johann XX. (1320) den „Peterspfennig“ zahlen sollen, allein das Volk empörte sich und es war da nicht viel zu machen.

Besser ging's in Schweden und Norwegen, und selbst das arme Island und die öden Färder-Inseln blieben von dieser Zwangssteuer nicht verschont. Man preßte ihnen, da die Leute kein Geld hatten, dafür Seehundsfelle und Wallroßzähne ab. Deutschland wollte sich zu keiner Verpflichtung verstehen, dafür aber flossen unter hundert andern Titeln ungeheuer Summen aus dem deutschen Säckel nach Rom. Und dieser Zins ward mit aller Härte eingetrieben. Anfangs trieben ihn die Bischöfe ein, das ging noch immer an. Später die Geistlichen, da setzte es schon größere Placereien. Als jedoch das Geschäft erst in die Hände schmutziger Bettelmönche kam, die kaum den Armuten damit verschonten und bei diesem Handel sich noch ein eigenes Profitchen machten, da ging erst der rechte Tanz los. Denn wenn das priesterliche Ansehen, wenn das Winkeln und Kluglichkeit über die erlogenen Nothen des h. Vaters — man sieht, daß die heutige Manier der Peterspfennig-Sammlung nicht neu ist — nicht mehr ausreichen wollte, dem armen Manne, dem andächtigen Weiblein ihre paar Heller aus dem Sack zu locken, so riefen die heiligen Männer flugs nach dem Gerichtshergen einer hohen Obrigkeit! —

Allein sowie Stein nach Stein von dem Hochbau der päpstlichen Macht seit dem Ende des 14. Jahrhunderts zu Boden roßte, so fiel zuletzt auch der „Peterspfennig.“ Schon das Konzil zu Basel (1431) hatte dem Papste fast alle seine Steuer-

Feuilleton.

Von der Poesie zur Prosa.

Zwei Tage aus dem Leben einer Frau.

Von Amand v. Verchenfeld.

(Fortsetzung.)

Der Abend war weit vorgeschritten und die ganze Gesellschaft hatte sich nach dem Speisesaal zurückgezogen. Ich besaß keine Gewalt mehr über mich und sank, wie vom Sturme gejagt, vor Jadwiga auf die Knie. Sie erschrock sichtlich und wollte sich einer Umarmung entziehen. Zusammengekauert zu ihren Füßen rief ich in fieberhafter Aufregung: Ich kenne Emil Waldow, auch Du kennst ihn, Jadwiga, er liegt zu Deinen Füßen.

Sie erhob sich rasch und trat einige Schritte vor. Mein Herr! rief sie mit thränenerschlackter Stimme, Sie rauben mir meinen Himmel. Ehren Sie das Vertrauen, das ich in Sie setzte und befluchen Sie ihre Lippen nicht mit einer Lüge.

Ich zitterte am ganzen Leibe und stützte mich nothdürftig auf den Tisch um nicht zusammenzubrech.

Sie war plötzlich aus den Saal getreten.

Lange, lange stand ich in dem nahezu ganz

finsternen Raume, ich schob mich bis an eines der düsteren gothischen Fenster und blickte in den dämmernden Winterabend hinaus. Nur einzelne Stimmen drangen aus dem Speisesaal herüber, man hatte sich wahrscheinlich noch nicht zu Tische gesetzt, und so war es natürlich, daß man mich nicht vermisste. Die Eintönigkeit der starren Landschaft wurde durch nichts unterbrochen; auf den dünnen Zweigen ruhte der frischgefallene Schnee, der hie und da niederfiel zur Erde, wenn eine Krähe mit trägem Flügelsschlage die schwankenden Aeste berührte oder ein leiser Windstoß die weißen Kronen neigte. Allein öder noch, als in der abgestorbenen Natur, war es in meinem Innern. Vor wenigen Stunden küßte noch Frohsinn meine Stirne, das Herz hüpfte vor den Pulsen heiterer Lebenslust und fremd war ihm die Qual einer plötzlich erwachten Leidenschaft, jetzt, wo ich vielleicht den größten Triumph feierte, jetzt fühlte ich gleichzeitig den Fluch der Empfindung, die dort ihre Saiten anschlägt, wo sie ein launiger Zufall hinträgt, um Lebensfrieden, Seelenruhe und Glück zu untergraben.

Mit Bangigkeit füllte sich meine Seele, als ich mich auf der Liebe zu Jadwiga ertappte. Alle Hoffnung gab ich nicht verloren, ich dachte sie zu überzeugen, daß ich derjenige sei, für den ihr Herz im Stillen schlug.

Wie das alles so rasch gekommen! — Der Mensch kann nie zwei Stunden ruhig in seine Zukunft schauen. An unserem Lebenswege lauern die Strauchdiebe der Gelegenheit, und dem Zufalle weichen die weisesten Kombinationen. Glaube an keine Regel, lieber Freund, die einzige wahre Regel ist das Regellose. —

Der für mich so reizlose Abend verstrich und um Mitternacht zogen sich die einzelnen Gäste in ihre Gemächer zurück. Da das Schloß nicht hinlänglich komfortable Unterkunft für alle bot, mußten wir jüngeren Leute uns dazu bequemen, je zwei und zwei die kleinen Zimmer zu theilen, und so traf es sich, daß ich mit Viktor, dem jungen Freunde, der mich in die Familie eingeführt, zusammenkam. Er hatte zu viel in die Punschbowle gesehen und warf sich, ohne viel Worte zu verlieren, nachlässig auf das improvisirte Lager, um sich dem gefändesten Schlafe zu überlassen. Ich beneidete ihn. Vom Vergnügen zur Ruhe — welch rosiger Weg! Angekleidet lag ich auf dem Bette, das Viktor mir überlassen und starre in den matt erhellten Raum. Ein vergehendes Gefühl hatte sich meines ganzen Wesens bemächtigt; es wurde mir plötzlich klar, wie leidenschaftlich ich Jadwiga liebte, wie rasch das erste Flämmchen der Neigung zum vollen Brande der Sehnsucht nach dem Besitze angewachsen war, und

bezüge aus den christlichen Ländern entzogen und darunter auch den „Peterspfennig.“ Auf dieses Konzil gestützt, verweigerten nun auch die katholischen Staaten diesen Zwangsgeiz und die protestantischen zahlten ihn ohnedies nicht mehr weiter, und so war es auf lange damit aus. —

Erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, den alten Unfug gegen die Beschlüsse eines allgemeinen Konzils wieder hervorzufuchen; Seelsorger erbetteln den „Peterspfennig“ nicht bloß von den „echten“ und „rechten“ Katholiken ohne Unterschied des Standes, Vermögens und Alters (denn auch Schulkinder und Studenten müssen zahlen), sondern sie erhoffen gerade von der Einsicht der ärmeren Klasse und der Diensthofen die zahlreichsten Beiträge.

Aber freilich, es ist alles nur ganz „freiwillig.“ So heißt es wenigstens, allein diese Versicherung ist nur eine dürftige Maske für die eigentliche Absicht, die dahintersteckt, nämlich, bei uns wieder das alte Unwesen einzuführen, so gut es geht, und das Volk wieder dahin zu bringen, an's Steuerzahlen nach Rom sich zu gewöhnen. Man sollte es kaum glauben, wie unbesonnen da die Leute sind.

Fürs erste, weil die Sache einen religiösen Anstrich hat, denken sie gar nicht daran, wie leicht aus der Fortsetzung einer freiwilligen Gabe mit der Zeit eine „Pflicht“ wenigstens insofern gemacht werden kann, daß es dann dem Spender nur schwer möglich ist, sich mit guter Manier und ohne Verdrießlichkeit wieder davon frei zu machen.

War denn nicht der „Peterspfennig“ anfangs in England auch nur ein „freiwilliges Geschenk“?

Fürs zweite bedenken die Leute in ihrer Gutmütigkeit nicht, daß es Wasser ins Meer tragen heißt, wenn ein Armer einem Reichen, ein Kleiner einem Großen was schenkt. Habe nichts und siehe zu, ob Dir der Papst auch nur einen Kreuzer schenken wird? Außer Rom und dem Römischen hat noch kein Papst einen Pfennig einem Armen geschenkt.

Schließlich vergessen die Peterspfennig-Spender, daß jeder Kreuzer, den sie dem Papste, der Geld genug hat, schenken, dem Armen und Dürftigen entzogen wird, daß durch diesen Peterspfennig ungeheure Summen aus dem Lande gehen, die der Volkswirtschaft, dem Verkehr und den Bedürfnissen des Vaterlandes entzogen werden.

Bereits im Jahre 1860 betrug die Summe der „Peterspfennige“ 10,700.000 Franken. Im Jahre 1861 kamen in den ersten 4 Monaten aus Nord- und Mittelamerika 4,500.000 Dollars, d. i. 11,250.000 Gulden. Das Erzbisthum München-Freisingen lieferte allein im Jahre 1861 37.290 Gulden, Regensburg 17.973 und bis Ende März 1862 noch 2000 Gulden. Und so geht's bis zur

Stunde in fast allen katholischen Ländern der Erde fort und fort. —

Wie will man einen so ungeheuren Geldentzug in allen Staaten vor der Vernunft und dem Gewissen verantworten? — Hätten wir nur eine rechte und echte Vaterlandsliebe, so würden wir lieber uns selbst und dem Staate, als dem Papste helfen, der seine eigenen Unterthanen nie glücklich gemacht hat, sondern sie verarmen ließ. Noch mehr aber, wäre die Religiosität der Leute die echte und rechte nach dem wahren Geiste Jesu, so würden wir lieber unseren armen und nothdürftigen Mitbrüdern aushelfen, statt unsere sauer erworbenen Kreuzer dem Papste in den Sack zu stecken, dessen ganze „Armuth“ reiner blauer Dunst ist, den man den Leuten vormacht.

Die Annahme der deutschen Kaiserkrone.

Der König von Preußen hat die Annahme der deutschen Kaiserkrone dem deutschen Volke in einer Proklamation angezeigt, welche den beiden preussischen Kammer vorgestern mitgetheilt wurde. Sie lautet, wie folgt:

„Wir Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen verkünden hiemit: Nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmüthigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit der Herstellung des deutschen Reiches die seit mehr denn 60 Jahren ruhende Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorhergesehen sind, bekunden Wir hiemit, daß Wir es als Pflicht gegen das gesammte Vaterland betrachten, diesem Rufe der verbündeten deutschen Fürsten und freien Städte Folge zu leisten und die Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger in der Krone Preußens fortan den Kaisertitel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des deutschen Reiches führen und hoffen zu Gott, daß es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die kaiserliche Würde mit dem Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands zu stützen und die Kraft des Volkes zu stärken. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, daß es dem deutschen Volke vergönnt sein werde, den Lohn seiner heißen und opferwilligen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherheit gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren werden. Uns aber und

Unseren Nachfolgern in der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allzeit Mehreres des deutschen Reiches zu sein, nicht in kriegerischen Eroberungen, sondern in den Werken des Friedens, auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gerechtigkeit.“

Die Mitglieder beider Häuser brachten nach der Verlesung dieser Proklamation dem neuen deutschen Kaiser lebhaftes Hochs und das Abgeordnetenhaus beschloß die Proklamation durch eine Adresse zu erwidern.

Eine Kundgebung des Königs Amadeo.

König Amadeo von Spanien hat, einer Mittheilung der „Tagesp.“ aus Wien zufolge, an die europäischen Monarchen eine Kundgebung gerichtet, in welcher er den Tendenzen, die seine Regierung leiten werden, Ausdruck gibt.

So viel darüber verlautet, soll der König im Geiste der Kulturentwicklung und des Friedens regieren wollen, wodurch allein eine traurige Epoche in der Geschichte Spaniens vergessen werden könne. Das ist der Grundgedanke des königlichen Schreibens.

In Frankreich

beginnt sich gewaltig eine Friedenspartei zu regen trotz der Kriegsgerichte und der Wuth der Kriegsfanatiker, welche die Freunde des Friedens und der Vernunft als Verräther bedroht und brandmarkt. In Paris bildet die Friedenspartei nach Briefen aus Bordeaux die Majorität, obgleich die Minorität der Kriegslustigen noch immer die Gewalt in der Hand hat. Von den Mitgliedern der Regierung ist Ernst Picard für den Frieden; ihm zur Seite stehen die Generale Binoy und Bellemare, sowie der Admiral La Roncière, welche eingesehen haben, daß ein weiterer Kampf doch zu nichts führt.

Der bekannte republikanische Schriftsteller Lafreny veröffentlichte einen Artikel: „Die Diktatur der Unfähigkeit“, worin er auf schleunigste Entfernung Gambetta's dringt: „Sollen wir warten, daß alles verloren gegangen ist, ehe wir anerkennen, daß wir den größten Mißgriff thaten, als wir diesem Advokaten die Leitung des Krieges anvertrauten? Ist die Erfahrung nicht schon vollständig genug?“

„Es ist die höchste Zeit, diesen Deklamationen, diesem Regime der Willkür, Unwissenheit, Heuchelei, Unfähigkeit ein Ende zu machen, die höchste Zeit, daß die Nation durch Männer repräsentirt wird, die sie ihrer würdig erachtet. Vor drei Wochen verlangten wir dies im Interesse der Konsoildirung der Republik; heute verlangen wir es um des Heiles Frankreichs willen. Frankreich hat viele Diktaturen über sich ergehen lassen, aber eine, die es nie lange geduldet hat, ist die Diktatur der Unfähigkeit.“

in endlosen Qualen verlor sich mein Denken und Empfinden. Ueberwältigt von diesen Eindrücken war ich eingeschlummert.

Die ersten Morgenlichter spielten bereits an den mit Eisblumen verzierten Fenstern, als ich meines äußern Zustandes gewahr wurde. Ich erhob mich, reinigte nothdürftig meine Kleider, und nach flüchtiger Toilette verließ ich auf den Beinen das Gemach, um Viktor nicht zu wecken.

Es war noch sehr früh. Ein eifriger Wind wehte über die verschneiten Wege, auf denen keine Seele zu treffen war, aber ich fühlte weder Kälte noch Ermattung und ziellos durchstreifte ich die unwirthliche Umgebung des Schlosses, bis die aufgehende Sonne mich bestimmte, dahin rückzukehren, um den Leuten jede Besorgniß zu nehmen. Ich mußte zwei Stunden lang ausgewiesen sein, und doch fand ich nach meiner Rückkunft noch alles im tiefsten Schlafe. Was war zu thun? Ich sah nach Viktor — er schlief. Nach kurzer Ueberlegung trat ich in den großen Saal und indem mich in eine Ecke des bewußten Divans vergrub, griff ich wie mechanisch nach der Zeitschrift, die Jadwiga den Abend zuvor in den Händen gehabt. Ein sonderbarer Zauber durchschauerte meine Seele, als ich das duftende Blatt berührte. Alle Elfen der Liebe

umschwärmten mich in diesem Augenblicke und die Ruhe legte sich auf mein Herz, als schlummerte darauf das theuere Haupt der Geliebten. Neugierig zog ich eine andere Nummer unter den Büchern hervor und abermals fand ich auf der vorletzten Seite eines meiner poetischen Kinder. Unter den ersten Nummern befand sich eine Strophe, die seitwärts mit Bleistift, zum Zeichen besonderer Würdigung, angestrichen war. Sie gehörte zu meinem Gedichte: „Klage des Verlassenen,“ und lautete:

„Gramverloren irre ich im Hage,
Traure um das stillverlorne Glück,
Stehne in den Nachtwind meine Klage;
Wehe! Nimmer gibt zurück
Schicksal seine uns geraubten Wonnen,
Unter bunten Firkeln ew'ger Sonnen
Herrscht der stete Wechsel nur;
Ewig aus des Lebens wildem Schäumen
Schliffren wir die süßen Gifte in den Träumen
Der uns trüglichen Natur.“

O Jadwiga, wenn Du mir glauben könntest! rief ich mit schmerzverstärkter Stimme vor mich hin, — da öffnete sich die Seitenthüre nächst dem Kammine und an meine Brust sank das geliebte Mädchen. — Es war eine Stunde der Seligkeit, doch leider nur eine Stunde. Jadwiga hatte mich belauscht und mein sorgloses Selbstgespräch war ihr

der Beweis meiner Aufrichtigkeit und Rechtllichkeit. Jetzt, da sie mir vertraute, da sich ihr mit einem male wieder das ganze Traumreich der Liebe erschloß, das mit Füßen zu treten sie nur mehr einen Schritt entfernt war, jetzt glich sie der Liebe selbst: opferwillig, ergeben, leidenschaftlich, alles, wie es ein liebendes Herz nur zu wünschen vermag, aber ein Geständniß machte mir das Blut erstarren.

Hier schwieg Karl und sah mit thränenfeuchten Augen auf die Ebene hinaus, über deren Schneefläche die ersten Abendlichter spielten. Das Gestöber hatte nachgelassen und die Pferde trabten gelassener gegen die Stadt, die in der Ferne auftauchte.

Nun, welches Geständniß? frug ich zögernd. Er blickte noch immer in die Ferne und endlich antwortete er, ohne mich anzusehen, mit zitternder Stimme: Jadwiga war — Braut. Ihr zukünftiger Mann war verreist und sollte innerhalb einer Woche rückkehren, um ihr fürs Leben angetraut zu werden. —

Zwei Stunden später verließ ich das Schloß, um es nie wieder zu betreten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Friedenspartei gehören ferner die Legitimisten, die Bourbons und Orleans. Um sie schaaren sich die Anhänger einer gesunden Entwicklung Frankreichs, welche sich sonst gewiß auch die Republik hätten gefallen lassen, wenn sie die Trägerin der Freiheit, Ordnung und Wohlfahrt Frankreichs geworden wäre. Im Departement Maine et Loire hat sich Graf Evrard an die Spitze der Opposition gestellt und erklärt, er werde fortan dem Departement und der Gemeinde die Zahlung jeglicher Abgabe verweigern und im Falle der gewaltsamen Eintreibung Gambetta gerichtlich verfolgen. Die Legitimisten nun erheben sich der lebhaftesten Sympathien der besitzenden Klassen und jene Demonstration wird eine entscheidende Wichtigkeit erreichen, wenn die anderen Departements sich ihr anschließen.

Es liegt zudem im Charakter der Franzosen, daß sie, wenn überwunden, nicht die wirklichen Ursachen in's Auge fassen, sondern erst recht die eigenen Führer verantwortlich machen. Hätte Gambetta gesiegt, so würde man ihn zu den Sternen emporgehoben haben; ebenso sicher aber muß er sich jetzt auf den Fluch Frankreichs gefaßt machen.

Vom Kriege.

Die Beschießung von Paris dauert fort, wie es gleichlautend in den täglichen Berichten heißt, und, nach Pariser Blättern, mit verheerender Wirkung im Innern der Stadt. Die drei oft genannten Forts an der Südseite sind, wie schon bemerkt, zum Schweigen gebracht, aber noch nicht verlassen. Eine Nachts abgeschickte Offizierspatrouille glaubte sich unter dem Schutze der Dunkelheit des Forts bemächtigen zu können, versuchte einen Handstreich, wurde aber von einem so lebhaften Kleingewehrfeuer empfangen, daß sie umkehren mußte. Ohne Zweifel wird man den Angriff mit größeren Streitkräften wiederholen. Auch in Paris selbst macht man sich mit dem Gedanken eines Sturmes vertraut, wie wenigstens ein Aufruf des Barrikadenkomitees annehmen läßt.

Nachrichten aus Paris vom 13. d. besagen: Das preussische Bombardement ist auf mehreren Punkten fortwährend heftig, ohne mehr Wirkung zu thun, als in den früheren Tagen. Die Haltung der Truppen unter dem Feuer ist bewundernswürdig. In der Nacht vom 12. d. machten die Preußen auf verschiedenen Punkten Versuche aus den die Forts verbindenden Tranchéen; sie wurden überall zurückgeworfen. Die Bemühungen des Feindes seit 17 Tagen haben keinerlei ernstes Resultat gehabt. Die französischen Verluste sind verhältnismäßig gering. Die ausgebrochenen Brände wurden sofort erstickt. Der Militärbericht, welcher diese Thatsache konstatiert, gibt der unbedingten Hingebung der Offiziere und Truppen und der Festigkeit der Bevölkerung ein glänzendes Zeugnis.

Privatnachrichten der Korrespondenz „Havas“ melden: Das materielle und moralische Resultat des Bombardements sei fortwährend unbedeutend, die Stimmung der Bevölkerung von Paris ist eine ausgezeichnete. Die Journale fahren fort, die Militärgewalt zur Ergreifung der Offensive zu drängen.

Labouchère schreibt aus Paris: Bisher ist noch kein Versuch gemacht worden, das Brot auf Rationen zu beschränken; aber es wird mit Hafer und Reis gemischt. Solten äußerst günstige Nachrichten aus den Provinzen kommen und es sich herausstellen, daß wir durch zweimonatliches längeres Aushalten eine Kapitulation vermeiden können, dann glaube ich, werden wir bis zu Ende Februar aushalten, und wenn wir die Sohlen von unsern Stiefeln verspeisen sollten. Kommt aber schlechte Kunde, dann werden wir uns nicht zu dieser Sorte Nahrung bequemen, sondern nachgeben, wenn alles bis auf's Brot aufgezehrt ist, und dann werden wir uns mit dem Gedanken trösten, daß unsere Ehre wenigstens gerettet ist.

Gambetta hat sich zur Armee Chanzy's begeben. Dieselbe ist schon über Laval hinaus auf dem Rückzuge gegen Westen, von der deutschen Rei-

tere hart verfolgt. Die Zahl der französischen Gefangenen beläuft sich nach den letzten Meldungen des Prinzen Friedrich Karl in runder Summe auf 22.000 Mann. Wenn etwas, so spricht diese Ziffer für die vollständige Desorganisation der 2. Loire-Armee. Ein Telegramm des Mecklenburgers aus Alençon vom 18. d. meldet, daß er über Mehenne nach Rennes marschiere.

General Faidherbe schickt sich neuerdings an, den mit ungefähr 1 1/2 Korps und einem Kavallerie-Detachement auf dem südlichen Ufer der Somme stehenden General Goben anzugreifen. St. Quentin wurde von den Deutschen geräumt.

General Werder hat sich tapfer gehalten, alle Versuche Bourbaki's seit dem 15., um die feste Linie Werders zu durchbrechen und Belfort zu entsetzen, scheiterten an der Tapferkeit der deutschen Truppen. Bourbaki ist genötigt, am 17. nach Bourdeaux zu melden, daß der an diesem Tage unternommene Hauptangriff und der Versuch, den Gegner zu überflügeln, völlig mißlang, ja die Umgehungstruppen selbst bedroht wurden und nur mit Noth ihre eigenen Stellungen behaupten konnten. „Der Feind hat, so meldet er weiter, eine furchtbare Artillerie und erhielt allseits Verstärkungen, wodurch er in seinen festen Stellungen unseren Anstrengungen widerstehen konnte, sich gleichwohl defensiv verhaltend. Das Wetter ist ungeheuer schlecht, der Vormarsch sehr schwierig, was mich bestimmt, morgen in die vor der Schlacht eingenommenen Stellungen zurückzukehren.“ Die Truppen Bourbaki's haben also während der dreitägigen Kämpfe physisch und moralisch so arg gelitten, daß sie den Vorstoßen der Deutschen nicht zu widerstehen vermögen und zurückgehen.

Uebrigens werden sich die Franzosen in wenigen Tagen schon gegen Mantouffell wenden müssen, dessen Vortruppen am 15. vor Langres eintrafen, am 17. schon Avallon besetzten.

In jener Gegend dürfte auch Garibaldi zum Kampfe kommen, der nebst seinen Freischauern noch 12000 Mobilgarden und das Korps des Generals Pellissier (15.000 M.), im ganzen etwa 35.000 Mann zur Verfügung hat, aber doch nicht stark genug ist, um Mantouffell aufzuhalten. Am 11ten d. M. war das Hauptquartier Garibaldi's in Dijon.

In der Gegend der Ober-Marne, wo der Widerstand besonders durch Franktireurs fortgesetzt wird, hat der Krieg einen entsetzlichen Charakter angenommen. Einem Soldatenbrief aus Chaumont zufolge hatten die Franktireurs Ende Dezember einen Eisenbahzug entgleisen lassen, wobei sie 6 preussischen Fußkürassieren die Hälse abschnitten. Die Folge von solchen Heldenthaten sind Grausamkeiten gegen die Bevölkerung, Zerstörung von Dörfern, Massakrirung einzelner Franktireurs. Uebrigens befinden sich unter letzteren Personen, welche in friedlichen Zeiten die Zuchthäuser und Bagnos bevölkern.

Bei Beginn des Krieges erklärte die norddeutsche Regierung, Verzicht auf die Wegnahme französischer Handelschiffe zu leisten. Wegen völkerrechtswidrigen Verfahrens der Franzosen gegen deutsche Handelschiffe will jetzt aber die Regierung diesen Verzicht zurücknehmen. Da indessen neutrales Gut im Vertrauen auf obigen Verzicht in den französischen Schiffen verladen sein kann, so wird die Maßregel erst in vier Wochen, vom 12. Jänner ab, in Vollzug gesetzt werden.

Politische Rundschau.

Laibach, 20. Jänner.

Die österr. Delegation hat sich auf acht Tage vertagt. Während dieser Pause soll nochmals der Versuch gemacht werden, ein neues Ministerium zu bilden, da Graf Potocki mit Entschiedenheit auf Beendigung des jetzigen Zustandes dringt, auch einer Mittheilung der „Tr. Ztg.“ zufolge die Neubildung eines Kabinetts nicht übernehmen will.

Im ungarischen Landtage hat die Debatte über das Rekrutenkontingents-Gesetz begonnen. Als Hauptgegner des beantragten Titels, worin von

einer „ungarischen Armee“ statt wie sonst von „ungarischen Truppen“ die Rede ist, traten Andrássy und Deak auf. Erster machte aus der Sache eine Kabinettsfrage und so ließ man es denn diesmal noch bei der bisherigen Bezeichnung.

„Temps“ veröffentlicht ein von den Mitgliedern des in Paris zurückgebliebenen diplomatischen und Konsularkorps an den Grafen Bismarck gerichtetes Schreiben vom 13. Jänner. Die Unterzeichner beklagen sich, daß das Bombardement ohne vorhergegangene Benachrichtigung begonnen habe, und verlangen, daß Maßregeln ergriffen werden, welche ihren Landsleuten gestatten, sich und ihr Eigenthum in Sicherheit zu bringen.

Jules Favre geht nun doch nach London zur Konferenz; er hat am 17. sich einen Geleitschein von Bismarck erbitten. Der eigentliche Grund der erfolgten Vertagung soll jedoch nicht die Abwesenheit des französischen Bevollmächtigten, sondern (wie der „Tr. Ztg.“ aus Wien mitgetheilt wird) vielmehr das peinliche Gefühl sein, welches auf allen Regierungen ohne Ausnahme lastet, daß die Vertreter der Großmächte Europa's zusammenkommen, um am grünen Tisch in behäbiger Ruhe über eine für den Augenblick sicher nicht drängende Frage zu verhandeln, während niemand ein Wort hat, in den entsetzlichen Krieg hineinzureden, dessen schauerlicher Zuschauer die Welt ist. Noch dürfe man indeß die Hoffnung nicht aufgeben, daß eben in London ein Mittel aufgefunden werde, um sowohl in Bourdeaux als Versailles erfolgreich zu wirken. Preußen soll bereits vertraulich aufgefordert sein, seine Friedensbedingungen offiziell dem Besiegten bekannt zu geben.

Bezüglich des Drängens der englischen Blätter, daß auf der Konferenz eine Friedensvermittlung versucht werden möge, warnt die „Kreuztg.“ die Neutralen vor falschen Schritten, welche bei den Franzosen die Hoffnung auf Unterstützung erwecken könnten. Sie mögen Frankreich die Nutzlosigkeit ferneren Widerstandes und die Nothwendigkeit, nach einem unglücklichen Kriege zur Sicherheit Deutschlands wie des Weltfriedens Opfer zu bringen, vorstellen. Jede andere Einmischung wäre vom Uebel.

Ein Wiener Korrespondent der „Daily News“ spricht von Friedensbedingungen, die zwischen Bismarck und Bismarck vereinbart worden wären. Die folgenden Präliminarien werden genannt: 1. Frankreich wird 20 Kriegsschiffe ausliefern, tausend Millionen Thaler zahlen und einen Streifen Landes von vier Meilen Breite auf dem linken Rheinufer abtreten. 2. Frankreich wird bis zum Abschluß des Friedens ein Fort von Paris übergeben. Preußen garantiert den Pariser zwei Millionen Rationen täglich. 3. Frankreich verpflichtet sich, alle seine Festungen innerhalb 20 Meilen vom Rheine zu schleifen.

Zur Tagesgeschichte.

Bei der am 13. d. vor dem Vögner t. l. Kreisgerichte gegen die neun Weiber von Telfes, welche einen Schulinspektor mißhandelten, wegen des Verbrechens der öffentlichen Gewaltthätigkeit nach § 83 des St.-G. durchgeführten Schlußverhandlung wurden dieselben des obgenannten Verbrechens schuldig erkannt und zur Strafe des schweren Kerkers in der Dauer von 6 Wochen bis zu 3 Monaten verurtheilt.

Eine wunderbare Begebenheit wird, wie der „Volksfreund“ erzählt, in einem Zirkular des Dominikaner-Generals P. Zandel in Rom an seine Ordensbrüder erzählt. Alljährlich am 13. September wird in der berühmten, dem h. Dominikus geweihten Kirche zu Soriano eine lebensgroße aus Holz geschnitzte Statue des Heiligen in feierlicher Prozession herumgetragen. Als in diesem Jahre die Statue auf der linken Seite des Altars zur Verehrung aufgestellt war, sahen nach Beendigung der gottesdienstlichen Funktion kurz vor Mittag etwa 80 Personen, die noch in der Kirche beieten, wie das Bild, als lebte es, vortrat und wider zurückging, den rechten Arm erhob, die Stirne runzelte, strenge und drohende Blicke auf die Umstehenden richtete und dann wieder bald mit traurigen, bald mit zürlichen und ehrfürchtigen Blicken

